



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Josephine Quinn

DER WESTEN

Eine Erfindung der globalen Welt
4000 Jahre Geschichte

Übersetzt aus dem Englischen
von Norbert Juraschitz
und Andreas Thomsen

Klett-Cotta

Klett-Cotta
www.klett-cotta.de
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH
Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart
Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »How the World Made the West.
A 4,000-Year History« im Verlag Bloomsbury Publishing, London
© 2024, 2025 by Josephine Quinn
Für die deutsche Ausgabe
© 2025 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart
Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i. S. v. § 44b UrhG vorbehalten
Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg
unter Verwendung von Weltkarte © mauritius images / Universal Images Group
North America LLC / Alamy / Alamy Stock Photos
Karten: Michael Athanson
Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde
Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg
ISBN 978-3-608-96470-7
E-Book ISBN 978-3-608-12475-0

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Erich

»Unsere Kultur ist ein riesiges Gewebe, in dem sich die unterschiedlichsten Elemente vermischt haben, in dem nordische Aggressivität und römisches Recht, neue bürgerliche Konventionen und die Überbleibsel einer syrischen Religion vereint sind. Es ist sinnlos, in solch einem Gewebe, nach einem Faden zu suchen, der rein und ursprünglich geblieben ist und auf den nicht ein benachbarter Faden abgefärbt hat.«

James Joyce, »Irland – Insel der Heiligen und Weisen«, 1907

INHALT

| | |
|--------------------------------------|-----|
| Anmerkungen zum Text | 11 |
| Einleitung | 13 |
| 1 Segel am Horizont | 27 |
| 2 Der Palast des Minos | 39 |
| 3 Die Bernsteinstraße | 59 |
| 4 Lodernde See | 73 |
| 5 Bruderbande | 89 |
| 6 Alphabetstadt | 105 |
| 7 Regimewechsel | 121 |
| 8 Bin ich etwa dein Diener? | 139 |
| 9 Durch die Säulen | 151 |
| 10 Die Erfindung Griechenlands | 169 |
| 11 Das assyrische Mittelmeer | 187 |
| 12 Der, der die Tiefe sah | 207 |
| 13 Der bittere Fluss | 221 |
| 14 Der König der Könige | 237 |
| 15 Die Version der Perser | 249 |
| 16 Kontinental denken | 265 |
| 17 Von Elefanten und Königen | 277 |
| 18 Wolken im Westen | 293 |
| 19 Kampf um die Freiheit | 311 |
| 20 Rom: offene Stadt | 329 |
| 21 Passatwinde | 347 |
| 22 Salzstraßen | 365 |
| 23 Der Aufstieg der Barbaren | 379 |
| 24 Könige der Welt | 397 |

| | | |
|----|-------------------------------|-----|
| 25 | Der Vater Europas | 411 |
| 26 | Übersetzungen | 427 |
| 27 | Das Zeichen des Kreuzes | 443 |
| 28 | Kalila wa-Dimna | 465 |
| 29 | Das Land der Finsternis | 481 |
| 30 | Eine neue Welt | 501 |
| | Abkürzungen | 505 |
| | Anmerkungen | 507 |
| | Dank | 647 |
| | Bildnachweise | 651 |
| | Register | 655 |

Anmerkungen zum Text

In einem Buch, das von so vielen Völkern und Orten, Sprachen und Schriften handelt, ist eine durchgängige Rechtschreibkonvention so gut wie unmöglich. Unnötige Verwirrung sollte vermieden werden, und häufig werden deshalb Namen verwendet, die vertrauter, aber streng genommen nicht korrekt sind. Im Voraus möchte ich mich bei all denen entschuldigen, die es besser wissen.

Außerdem werden Menschen bevorzugt nach ihrer geografischen Herkunft identifiziert statt nach ihrer mutmaßlichen ethnischen Zugehörigkeit, die wiederum häufig von Außenstehenden oder sogar von modernen Historikern geprägt wurde. In der deutschen Ausgabe war das nur eingeschränkt möglich, weil gerade Substantivierungen wie »Griechisch-Sprecher« oder »Griechisch sprechende Menschen« häufig sprachlich zu sperrig werden.

In der englischen Ausgabe habe ich aufgrund meiner Ausbildung und Gewohnheit bei Datierungen *BCE* und *CE* anstelle von *BC* und *AD* verwendet, nicht zuletzt, um die affirmative Wendung *anno Domini* zu vermeiden; ich lege jedoch Wert darauf, dass diese Art der Einteilung immer noch nicht auf eine wirklich »allgemeine« Zeitrechnung (*common era*) verweist, sondern auf eine »christliche«. Da es im Deutschen sowieso nicht mehr üblich ist, »im Jahre des Herrn« zu datieren, und die Alternative »v. u. Z.« / »u. Z.« ungebräuchlich und in anderer Weise historisch belastet ist, wurde hier die gängige Datierung »v. Chr.« und »n. Chr.« beibehalten.

Aus Gründen der Klarheit ziehe ich ferner den konkreten Begriff dem abstrakten vor, beispielsweise »Westasien« gegenüber dem »Nahen Osten«. Die Adjektive »Westlich, Östlich, Nördlich und Südlich« werden groß geschrieben, wenn sie in konzeptionellen Begriffen und nicht nur zur Angabe

von Himmelsrichtungen verwendet werden. Übersetzungen habe ich, sofern nicht anders vermerkt, selbst angefertigt.*

Für mein Konzept des *civilisational thinking* hat sich keine gute deutsche Übersetzung finden lassen. Ich bevorzuge »Denken in Kulturen«, aber da das manchmal stilistisch unschön ist, wird häufig auch »kulturalistisches Denken« synonym verwendet.

Meinen deutschen Übersetzern und vor allem meinen Lektoren Christoph Selzer und Daniel Kah bin ich sehr dankbar für ihre Unterstützung bei der komplexen Vermittlung zwischen unseren Sprachen sowie für die sorgfältige und wohlwollende Durchsicht des Texts.

* In der vorliegenden Ausgabe sind die von der Autorin vorgenommenen Übersetzungen von Quellenzitaten ins Deutsche übertragen worden, die anderen stammen, sofern greifbar, aus deutschen Übersetzungen der Originaltexte. Zitate aus deutschen Übersetzungen von Quellen und fremdsprachiger Literatur wurden durchgehend orthografisch modernisiert.

Einleitung

Jeden November sitze ich auf dem Sofa in meinem Arbeitszimmer am College, um den Stapel der diesjährigen Aufnahmeanträge durchzusehen, und lese in fast exakt gleichen Worten immer wieder dasselbe: »Ich möchte die Antike studieren, weil Griechenland und Rom die Wurzeln der westlichen Zivilisation sind.«

Mir ist durchaus klar, weshalb einige meiner künftigen Studierenden die Weltgeschichte so sehen. Seriöse Quellen von der *Encyclopedie Britannica* bis hin zu Wikipedia beschreiben die Herausbildung einer spezifischen, abgegrenzten westlichen Kultur, gestützt auf die Ideen und Werte Griechenlands und Roms, die Europa im finsternen Mittelalter zwar abhandenkamen, aber durch die Renaissance wiederentdeckt wurden. Bisweilen bezieht die Darstellung auch die Länder und Schriften der Bibel mit ein, aber sofern andere antike »Zivilisationen« überhaupt erwähnt werden, dann nur, um von der klassischen Antike in einem unaufhaltsamen Marsch von Geschichte und Kultur in Richtung Westen überholt zu werden.

Die Vorläufer der Griechen und Römer mögen interessant – oder sogar beeindruckend – sein, aber sie gehören nicht zu »uns«. Jeder Beitrag, den sie leisteten, wird von dem Griechenlands und Roms übertrffen, die für alle möglichen positiven Dinge verantwortlich gemacht werden, von der Philosophie und Demokratie bis hin zum Theater und Beton. Die Nachbarn der Griechen und Römer werden ebenso völlig ignoriert wie spätere Begegnungen zwischen Westeuropäern und Völkern, die nördlich, südlich und östlich von ihnen lebten.

Man könnte meinen, dass ich als Professorin der Alten Geschichte dieser Sichtweise zustimmen müsste. Ich habe selbst entdeckt, wie reich und lohnend das Studium des alten Griechenlands und Roms ist; und der Raum, der im Kern der Ideen über den »Westen« den Griechen und Römern vorbehalten

ist, zählt auch zu den Gründen, warum es mein Forschungsgebiet überhaupt noch gibt. Aber eine drei Jahrzehnte lange Tätigkeit als Dozentin und Forcherin haben mich überzeugt, dass ein Narrativ, das sich allein auf Griechenland und Rom konzentriert, unsere Sichtweise der Vergangenheit und unser Verständnis der eigenen Welt verarmt. Die wahre Geschichte hinter dem, was heute der Westen genannt wird, ist viel größer und faszinierender.

Zunächst hatten Griechen und Römer bereits eigene Geschichten, die in anderen Orten und älteren Völkern verwurzelt waren. Und sie übernahmen den größten Teil ihrer Ideen und Technologien aus anderen Regionen und passten sie an: niedergeschriebenes Recht und Literatur aus Mesopotamien, Bildhauerei aus Ägypten, Bewässerungssysteme aus Assyrien und das Alphabet aus der Levante. Das war ihnen bewusst, und sie würdigten es.

Den Griechen war auch völlig klar, dass sie das Mittelmeer mit anderen – Karthagern und Etruriern, Iberern und Israeliten – teilten und dass sie am Rand mächtigerer Reiche im Osten lebten. Ihre Legenden verbinden griechische Helden mit den Königinnen, Königen und Gottheiten fremder Länder, realer ebenso wie imaginärer: Phönizier, Phryger, Amazonen. Der Gründungsmythos Roms hingegen machte die Stadt zu einem Zufluchtsort für Geflüchtete, und der römische Dichter Catull kann sich durchaus vorstellen, mit Freunden nach Indien, Arabien, ins Partherreich, nach Ägypten und sogar bis zu »den Briten am Rande der Welt« zu reisen.¹

Außerdem teilen Griechen und Römer in den seltensten Fällen das, was wir heute westliche Werte nennen. Tatsächlich würde ein großer Teil von dem, was diese Menschen der Antike für selbstverständlich hielten, heute seltsam oder sogar inakzeptabel erscheinen. Die Athener praktizierten eine Demokratie für Männer, welche die Verführung von Knaben begrüßten, während ihre Frauen nichts zu sagen und sich zu verschleiern hatten. Die Römer billigten Sklavenhaltung im großen Stil, und zum Zeitvertreib sahen sie sich öffentliche Hinrichtungen an.

Zu guter Letzt gibt es keinen privilegierten Zusammenhang zwischen den alten Griechen und Römern und dem modernen »Westen«: den Nationalstaaten Westeuropas und deren Siedlerkolonien in Übersee. Die Hauptstadt des Römischen Reiches wurde Mitte des 1. Jahrtausends n. Chr. nach Konstantinopel verlegt und blieb mehr als tausend Jahre dort. Unterdessen kombinierten Muslime die Erkenntnisse der Griechen mit der Wissenschaft aus Persien, Indien und Zentralasien, während neue Technologien

um Afrika, Arabien und den Indischen Ozean kursierten und Seefahrer auf nördlichen Meeren und Reiter in der Steppe Waren und Ideen aus China bis nach Irland beförderten.

Das ist die riesige Welt vom Pazifik bis zum Atlantik, welche die aufstrebenden Nationen Westeuropas im 15. Jahrhundert n. Chr. erbten, als sie in eine neue Welt aufbrachen. Diese Jahrtausende der Interaktion sind jedoch weitgehend in Vergessenheit geraten, übertönt von Ideen aus der Viktorianischen Ära, welche die Welt in – separate und häufig einander feindliche – »Zivilisationen« oder »Kulturen« unterteilten.

Ich möchte eine andere Geschichte erzählen: eine, die nicht im griechisch-römischen Mittelmeerraum beginnt und dann im Italien der Renaissance wieder auftaucht, sondern die Beziehungen zurückverfolgt, durch die sich das, was heute der Westen genannt wird, aus der Bronzezeit bis zum Zeitalter der Entdeckungen entwickelt hat, gerade weil Gesellschaften miteinander in Berührung kamen, sich vermischtet und bisweilen wieder auseinanderentwickelten. Allgemeiner ausgedrückt möchte ich dafür plädieren, dass Beziehungen und nicht Kulturkreise den historischen Wandel vorantreiben.

Heutzutage ist die Betrachtung der Welt nach Kulturkreisen so vertraut, dass man sie für eine natürliche Gegebenheit, für ein universales Modell zur Organisation der menschlichen Gesellschaft halten könnte. Dabei sind sie in Wirklichkeit eine relativ junge, europäische Erfindung, Teil eines Phänomens, das ich »kulturalistisches Denken« oder »Denken in Kulturen« nenne.

Bis weit ins 18. Jahrhundert förderte die biblische Überlieferung, dass die ganze Erde von den Söhnen Noahs bevölkert worden sei, nachdem sie die Sintflut überlebt hatten, eine inklusive Herangehensweise an die Vergangenheit: Alle Menschen hatten demnach einen gemeinsamen Ursprung, und sie waren alle Mitglieder der gleichen Familie.² Mit der »Entdeckung« der Neuen Welt und der Ausbreitung christlicher Missionare über den ganzen Erdball gelangten faszinierende Erzählungen von neuen Völkern zurück nach Europa, die sorgsam in dieses biblische Schema eingegliedert wurden.³

Der Begriff Zivilisation bildete sich in zwei Phasen heraus: als Singular und Plural. Als das Hauptwort im Frankreich der 1750er Jahre zum ersten Mal benutzt wurde, bezeichnete es ein abstraktes Konzept einer fort-

schrittlichen Gesellschaft.⁴ Seit den 1760er Jahren wurde der Begriff von schottischen Philosophen propagiert, die präzise einen Standard der Entwicklungsschritte festlegten, die zu dieser vollen Verwirklichung des menschlichen Potenzials führten, von Jägern zu Schafhirten über Bauern zu Händlern und Fabrikanten.⁵ Wie der britische Liberale John Stuart Mill später erklärt, wurde der Fortschritt in Richtung Zivilisation in diesem Sinn gemessen am Vorkommen von Ackerbau, Städten, Industrie, Technologie und Handel:

Was auch immer die charakteristischen Kennzeichen des sogenannten wilden Lebens sein mögen, das Gegenteil derselben oder diejenigen Eigenschaften, welche eine Gesellschaft annimmt, wenn sie jene ablegt, werden wir mit dem Wort Zivilisation bezeichnen. So besteht beispielsweise ein wilder Stamm aus einer Handvoll Individuen, die umherwandern oder auf einem großen Gebiet dünn verstreut leben. Demnach bezeichnen wir eine dichte Bevölkerung, die in festen Wohnsitzten lebt und in großen Massen gesammelt Städte und Dörfer bewohnt, als zivilisiert. Im wilden Leben muss ein jeder für seine eigenen Bedürfnisse sorgen. Wir finden hier keine Kooperation, außer im Krieg und auch dann nur in einem sehr beschränkten Maßstab. Auch finden Wilde im Allgemeinen keinen großen Gefallen am gegenseitigen geselligen Verkehr. Wo also menschliche Wesen in großen Massen vereinigt für gemeinsame Zwecke tätig sind und die Freuden des geselligen Lebens genießen, nennen wir sie zivilisiert.⁶

In diesem singulären Sinn war Zivilisation in der Theorie ein Zustand, den jede menschliche Gesellschaft mit genügend Anstrengung und Bildung anstreben konnte, und alle Gesellschaften ließen sich nach ihrem diesbezüglichen Erfolg einstufen.* In der Praxis gab Westeuropa die Norm vor. »Diese Elemente«, führt Mill aus, »bestehen in dem Europa unserer Tage – und besonders in Großbritannien – in einem ausgezeichneteren Grade und in

* Nicht alle europäischen Geistesströmungen betrachteten »Zivilisation« als das ultimative Ziel: Beispielsweise zogen deutsche Gelehrte tendenziell die moralische Stärke einer früheren Phase der *Kultur* der dekadenten französischen Elite ganz der *Zivilisation* vor, zu der Erstere stets zu verkommen drohte.

einem Zustand rascherer Entwicklung als in irgendeinem anderen Teil der Erde und zu irgendeiner anderen Zeit.«⁷

Dieses abstrakte Konzept der Zivilisation lieferte auch dem westeuropäischen Imperialismus nützliche Schützenhilfe.⁸ Mill, der über dreißig Jahre lang für die Britische Ostindien-Kompanie arbeitete, vertrat die Ansicht, dass zivilisierte Gesellschaften ein Recht auf Freiheit und Souveränität verdient hätten, das weniger entwickelten nicht zukam.⁹ Sie hatten zwar die Pflicht, anderen bei deren Reise auf dem gleichen Weg zu helfen, doch wie Mill es 1859 ausdrückte: »Despotismus ist eine legitime Regierungsform, solange es sich um Barbaren handelt, vorausgesetzt, dass deren Höherentwicklung sein Ziel ist.«¹⁰

Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein gab es keine »Zivilisationen«, sondern nur »Zivilisation«, und Mills Ansichten stehen für den Höhepunkt dieser ersten Phase des kulturalistischen Denkens. Wenn Zivilisation in seinen Augen unterteilt werden konnte, so galt dies lediglich für den Grad. Als er seine Überlegungen niederschrieb, wichen der Universalismus der Aufklärung und eine Idee des permanenten historischen Fortschritts jedoch gerade dem Partikularismus und kulturellen Relativismus. Manche Gelehrte hatten bereits begonnen, die Pluralform »Zivilisationen« zu verwenden, um spezifische menschliche Gruppen an bestimmten Orten mit ihren jeweils eigenen Geschichten und dauerhaften Charakteristiken zu beschreiben, und Entwicklung war demnach ein interner, selbst angestoßener Prozess innerhalb dieser Gegebenheiten.

Im Jahr 1828 hielt der französische Historiker und Politiker François Guizot an der Sorbonne eine Reihe von Vorträgen über eine »Allgemeine Geschichte der europäischen Zivilisation«. Im ersten Vortrag erörtert er die »allgemeine Zivilisation des Menschengeschlechts«.¹¹ Im zweiten Vortrag wendet er sich jedoch anderen »Zivilisationen« zu – also einzelnen Fällen dieser allgemeinen Zivilisation, und insbesondere den Vorläufern der »europäischen« Zivilisation, für die er sich am stärksten interessiert: unter anderen die Inder, Etrurier, Römer und Griechen.

Sie haben alle bereits eigenständige Merkmale: »Wer die Zivilisation, welche der des neuern Europas, sei es in Asien oder anderswo, vorhergegangen ist, betrachtet«, sinniert er, »... dem fällt notwendigerweise die darin herrschende Einfachheit auf. Die Zivilisation des Altertums erscheint überall wie aus einer einzigen Tatsache, aus einer einzigen Idee, entspro-

sen. Es ist, als habe jedes dieser Völker nur ein Prinzip gekannt und solches seinen Einrichtungen, Sitten, seinem religiösen System, kurz seiner ganzen Ausbildung zum Grunde gelegt.«¹² In Ägypten ist dies beispielsweise die Theokratie, in Phönizien der Handel.

Damit befinden sie sich auf Pfaden, die von der »im Wesentlichen europäischen« Zivilisation der Ära Guizots abwichen, die England, Frankreich, Deutschland und Spanien miteinander teilten und die sich durch Komplexität und Freiheit auszeichnete: »und statt dass im Altertum die ausschließliche Herrschaft oder das unmäßige Übergewicht eines einzelnen Prinzip, einer einzelnen Regierungsform zur Tyrannie führte: ist im neuern Europa die Mannigfaltigkeit der politischen Verfassungen, die Ohnmacht der einzelnen Bildungselemente einander zu verdrängen, die Quelle der jetzt blühenden Freiheit geworden.«^{13*} Diese vielfältigen Elemente waren nach Guizots Auffassung die christliche Kirche, die Römer und »die primitiven Barbaren Deutschlands«, die ihnen nachfolgten.

Das steht exemplarisch für einen weiteren Aspekt des europäischen kulturalistischen Denkens: eine Suche nach indigenen kulturellen Vorfahren. Manche, wie Guizot, blickten auf Deutschland, Rom und die römische Kirche. Andere blickten auf die Griechen, angespornt von der europäischen, »philhellenischen« Unterstützung für den griechischen Befreiungskrieg gegen die Osmanen (1821–1830). Diese Denkweise wird anschaulich durch die verblüffende, von John Stuart Mill 1846 aufgestellte These illustriert, dass der Sieg der Athener über die Perser in der Schlacht bei Marathon zu einem der bedeutendsten Ereignisse in der *englischen* Geschichte zähle:

* Genau wie Mill weist auch Guizot auf die Sonderstellung seiner eigenen Nation hin: »Die europäische Zivilisation zu erforschen und kennen zu lernen, befinden wir uns auf einem allerdings günstigen Standpunkt ... ich glaube aber, dass ohne Schmeichelei Frankreich als der Mittel- und Ausgangspunkt der europäischen Zivilisation betrachtet werden könne ... Es geschah, weil dem Geist des französischen Volks Geselligkeit und Sympathie innewohnte, ein gewisses Et- was, das sich leichter und kräftiger mitteilt, als dem Geiste anderer Nationen gelingen will.«

Die wahren Vorfahren der europäischen Nationen (so heißt es zu Recht) sind nicht jene, von deren Blut sie entsprungen sind, sondern jene, von denen sie den reichsten Anteil ihres Vermächtnisses übernahmen. Die Schlacht bei Marathon ist, gerade als ein Ereignis in der englischen Geschichte, bedeutsamer als die Schlacht bei Hastings. Wenn das Ergebnis damals anders gelautet hätte, würden die Briten und Sachsen womöglich noch durch die Wälder streifen.¹⁴

Wie immer sie zu historischen Vorbildern stehen mochten, die europäischen Intellektuellen des 19. Jahrhunderts konzentrierten sich zunehmend auf Zivilisationen statt auf Zivilisation und darauf, die individuellen Gesellschaften innewohnenden kulturellen Züge zu erkennen und einzuordnen, statt auf ihren Fortschritt in Richtung eines gemeinsamen menschlichen Ideals. Kulturen waren nach dieser Sichtweise nicht nur stark voneinander getrennt, sondern ihre Entwicklung hatte auch eine naturgegebene Obergrenze. Mit der Zeit trug diese Sichtweise zur Rechtfertigung strengerer Formen imperialer Herrschaft über Völker bei, die nach damaligen Maßstäben als hoffnungslos unterlegen und andersartig galten.¹⁵ Das Imperium kannte fortan kein natürliches Ende.

Die Unterscheidung zwischen verschiedenen Völkern war selbstverständlich nichts Neues, ebenso wenig wie die glückliche Entdeckung, dass der Charakter des eigenen Stammes zufällig objektiv der attraktivste war. Doch die Aufstellung einer allgemeinen Klassifizierung der menschlichen Kultur war neu. Unterstützt wurde dies durch eine weitere, um die gleiche Zeit aufkommende populäre Auffassung: dass nämlich die Menschheit in »Rassen« mit unterschiedlichen natürlichen Fähigkeiten und Intelligenz unterteilt werden könne, deren Entwicklung durch angeborene biologische Merkmale vorbestimmt – oder begrenzt – sei.¹⁶ Diese Rassen wurden anschließend in einer Vielzahl farbkodierter Systeme geordnet, welche die Australier ans untere Ende setzten, gefolgt von Afrikanern und Ostasiaten in dieser Reihenfolge, mit den Europäern an der Spitze.

Die Idee einer europäischen Zivilisation blieb aber problematisch. Viele europäische Siedler in den neu gegründeten Vereinigten Staaten betrachteten die Amerikanische Revolution als einen dezidierten Bruch mit der Alten Welt. Unterdessen machten sich jene, die zurückgeblieben waren, immer größere Sorgen wegen Russlands. Eine attraktive Alternative war »der

Westen«, ein flexiblerer Begriff, der parallel zu Europa oder an dessen Stelle verwendet werden konnte. Der Begriff konnte so viel von Europa umfassen, wie man wünschte, und ließ sich auch auf die europäischen Kolonien in Übersee ausdehnen.¹⁷

Dieser Westen fungierte neben einer ebenso dehnbaren Vorstellung vom »Osten«. Im 19. Jahrhundert stand die Grenze zwischen den beiden häufig für die politischen Spaltungen *innerhalb* Europas: 1834 etwa bezeichnete der britische Außenminister Viscount Palmerston eine Koalition zwischen Großbritannien, Frankreich, Portugal und Spanien als »ein Bündnis unter den konstitutionellen Staaten des Westens« und als »Gegengewicht zur Heiligen Allianz des Ostens«: Russland, Preußen und Österreich. Ein ähnlicher Gegensatz taucht in internen russischen Debatten zwischen den »Westlern« und »Slawophilen« auf, und der Krimkrieg von 1854 verstärkte noch die Vorstellung einer Spaltung zwischen Russland (das inzwischen allein stand) und dem Rest.¹⁸

Die gleiche binäre Unterscheidung könnte stattdessen auch nach Rasse und Religion gezogen werden, und nicht nur entlang der Grenze zwischen Europa und Asien. Im Jahr 1891 veröffentlichte Edward Freeman, der Regius-Professor für Neue Geschichte in Oxford, eine *Geschichte Siziliens*, in der er die gleichen fundamentalen Gegensätze zwischen dessen alten griechischen und phönizischen Bewohnern und den späteren christlichen und muslimischen heraufbeschwor:

Nicht nur in einem, sondern in zwei getrennten Zeitaltern ... musste man um die Frage kämpfen, ob die Zentralinsel der Zentralsee dem Westen oder dem Osten, den Leuten arischen oder semitischen Stammes angehören sollte. Und – was stets der Fall ist, wenn Semiten auf dem Schlachtfelde auftreten – der Rassenkampf war von Anfang an durch den Glaubenskampf verschärft. Sizilien musste als Vorposten Europas behütet oder gewonnen werden, zuerst dem Phönizier, dann dem Sarazenen gegenüber.¹⁹

Das kulturalistische Denken und der Westen verschmolzen nach und nach zu einer Vorstellung von »westlicher Zivilisation«, die durch Demokratie und Kapitalismus, Freiheit und Toleranz, Fortschritt und Wissenschaft charakterisiert ist.²⁰ Von Grund auf war sie demnach christlich und stützte

sich auf die biblische Tradition, doch die lateinische Kirche und das griechische Neue Testament trugen dazu bei, Griechenland und Rom ins Herz des Narrativs einzubinden. Im Jahr 1912 konnte der Cambridge-Dozent John Clarke sein beliebtes Werk über *The Grandeur That Was Rome* – eine Ergänzung seines Buchs *The Glory That Was Greece* von 1911 – mit dem Satz beginnen: »Athen und Rom stehen als Väter der westlichen Zivilisation Seite an Seite.«²¹

Die imaginären Grenzen der westlichen Zivilisation veränderten sich auch im 20. Jahrhundert. Der »Eiserne Vorhang«, der 1945 quer durch Europa niederging, steckte eine neue Grenze für die russischen Interessen ab, und der Westen wurde zu einem Kristallisierungspunkt für das Bündnis zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und den westeuropäischen Nationen.²² Die Ereignisse vom 11. September 2001 trugen dazu bei, den Osten wieder auf die islamische Welt auszurichten, aber während ich dieses Buch schreibe, wird das Bild durch den Krieg in der Ukraine noch stärker verkompliziert.

Auch die Art und Weise, wie Menschen über Kulturkreise schreiben, hat sich verändert. Mitte des 20. Jahrhunderts kamen klare Hierarchien außer Mode und wurden durch Studien ersetzt, die einen oberflächlich neutralen Ansatz wählten, indem sie verschiedene Kulturen verglichen, statt sie hierarchisch zu ordnen.²³ Sie wurden immer noch als voneinander getrennt angesehen. Im Jahr 1963 veröffentlichte der große französische Historiker des Mittelmeerraums Fernand Braudel ein Lehrbuch über *Le Monde actuel, histoire et civilisations* (später unter dem Titel *A History of Civilizations* ins Englische übersetzt), in dem er die These aufstellt, »Zivilisationen« hätten ebenso einen ihnen eigenen Charakter wie ein »kollektives Unbewusstes«.²⁴ Er war offen für die Vorstellung, dass sie auf einer oberflächlichen Ebene durchlässig seien: »Auf den ersten Blick wirkt jedoch jede Kultur eher wie ein Güterbahnhof, auf dem unablässig die verschiedensten Lieferungen eingehen und weiterverteilt werden.« Doch die Unterschiede zwischen ihnen stehen für »mehr oder weniger permanente Merkmale«, die »für einen schrittweisen Wandel kaum empfänglich« sind.²⁵

Eine Generation später brachte das Ende des Kalten Krieges einen neuen Aufschwung für das kulturalistische Denken mit sich. Im Jahr 1996 plä-

dierte der Harvard-Politologe Samuel P. Huntington dafür, dass Kulturen das prägende Merkmal einer neuen Ära seien, und argumentierte, die wichtigsten Unterschiede zwischen Völkern zeigten sich jetzt auf kultureller und religiöser Ebene, nicht auf politischer oder ökonomischer. Er identifizierte neun zeitgenössische Kulturreiche mit geografischen und religiösen Etiketten, darunter einen »westlichen« Kulturreich, der bis zum ehemaligen Eisernen Vorhang reichte, und jenseits davon einen »orthodoxen« und einen »islamischen«. Dieser Zustand spiegelte seiner Meinung nach – ganz entscheidend für uns – eine ständige Gegebenheit wider: »Die menschliche Geschichte ist die Geschichte von Kulturen. Es ist unmöglich, die Entwicklung der Menschheit in anderen Begriffen zu denken.« Ferner: »Für die längste Zeit menschlichen Daseins auf Erden waren Kontakte zwischen Kulturen sporadisch oder nicht existent.«²⁶

Nach diesen Darstellungen wächst jede Kultur wie ein einzelner Baum, mit eigenen Wurzeln und Verzweigungen, die sich völlig von denen ihrer Nachbarn unterscheiden. Jede Kultur bildet sich heraus, blüht auf und verfällt wieder, und das im Großen und Ganzen für sich. Wachstum und Wandel sind demnach das Ergebnis innerer Entwicklung, nicht äußerer Verbindungen. Nach diesem Modell mögen Kulturreiche ihren Namen ändern, aber sie verändern nicht ihr Wesen.

Im 21. Jahrhundert ist diese Denkweise immer noch die Norm, wobei »der Westen«, also eine christliche Kultur mit griechisch-römischen oder noch früheren »indoeuropäischen« Wurzeln, von »dem Osten« unterscheiden wird, sei es nun mit Russland, China oder dem Islam im Mittelpunkt. Sogar liberale Vorstellungen von einem »Multikulturalismus« nehmen die Existenz individueller »Kulturen« nicht nur als Ausgangspunkt, sondern schätzen sie. Kulturalistisches Denken ist zu einer kulturalistischen Tatsache geworden.

Auch das Erstellen von Rangordnungen ist wieder in Mode. In der positivsten Variante verweisen die Verfechter eines eigenen, begrenzten westlichen Vermächtnisses, das sich weitgehend auf griechische und römische Werte stützt, insbesondere – recht optimistisch – auf das antike Athen als Vorbild für politische Teilhabe, kreative Ausdrucksformen und Redefreiheit. Auch an höheren Bildungseinrichtungen gibt es neue Fürsprecher der These wie die *Ramsay Centres for Western Civilisation*, die seit 2020 an drei großen australischen Universitäten gegründet worden sind.²⁷ In anderen

politischen Gefilden berufen sich Extremisten, die spartanische Helme tragen oder mit römischen Slogans tätowiert sind, auf den intrinsischen Wert eines weißen, westlichen und europäischen Vermächtnisses, dem die Gefahr eines Großen Austauschs von außen drohe.²⁸

Es ist einfach, die Vorstellung griechischer und römischer Wurzeln für den heutigen Westen als altmodisch zu verwerfen, und in der seriösen modernen Wissenschaft dürfte man sie kaum noch antreffen, nicht einmal in Schulbüchern. Aber sie hält sich hartnäckig, wird sogar immer beliebter, und sie ist Teil eines größeren Problems. Dem Denken in Kulturen wohnt die Annahme eines dauerhaften und bedeutsamen Unterschieds zwischen menschlichen Gesellschaften inne, die echten Schaden anrichtet. Menschen sterben durch die Hand fanatischer Streiter für einen weißen Westen, während die verschiedenen Haltungen, die in manchen europäischen Ländern gegenüber den Flüchtlingen vor den Kriegen in Syrien und der Ukraine geäußert werden, vor Augen führen, wie stark die Überzeugung von einem kulturellen Exzessionalismus menschliches Leid auszublenden vermag.

Das alte Modell permanenter, separater, biologischer »Rassen« ist durch die Genforschung endgültig ad acta gelegt worden.²⁹ Alle Menschen sind eng miteinander verwandt – viel enger als beispielsweise die viel kleinere Weltbevölkerung der Schimpansen. Die genetischen Unterschiede zwischen Gruppen von Menschen, die weit voneinander getrennt leben, nehmen selbstverständlich mit der Zeit zu. Aber jüngste Fortschritte in der Sammlung und Analyse alten DNA-Materials haben enthüllt, dass die dichteren genetischen Gruppierungen, die man heutzutage in der Weltkarte eintragen kann, völlig anders sind als jene selbst der relativ jungen Vergangenheit. Sie sind eine einzige Momentaufnahme aus einem laufenden Prozess des menschlichen Kontakts und Austauschs.

Unsere Vorfahren reisten häufig, sie legten große Entfernungen zurück und begegneten oft neuen Menschen. Migration, Mobilität und Vermischung sind feste Bestandteile der Menschheitsgeschichte. Laut dem Harvard-Genetiker David Reich ist ein Baum »eine gefährliche Analogie für menschliche Populationen. Die Genom-Revolution hat uns gelehrt, dass es wiederholt zu großen Vermischungen von überaus verschiedenartigen Populationen kam. Anstelle eines Baums eignet sich vielleicht ein Spalier besser als Bild, ein Spalier, das sich bis weit in die Vergangenheit zurück verzweigt und neu verbindet.«³⁰

Es ist an der Zeit, für die menschliche Kultur eine ähnliche These aufzustellen. Das kulturalistische Denken stellt unsere Geschichte von Grund auf falsch dar. Nicht *Völker* machen Geschichte, sondern *Menschen* und die Kontakte, die sie untereinander herstellen. Die menschliche Gesellschaft ist nicht ein Wald voller Bäume, mit Subkulturen, die sich aus einzelnen Stämmen verzweigen. Sie gleicht eher einem Blumenbeet, das regelmäßig befruchtet werden muss, um sich neu auszusäen und von Neuem zu wachsen.³¹ Eigene lokale Kulturen kommen und gehen, aber sie werden durch Interaktionen geschaffen und erhalten – und sobald der Kontakt hergestellt ist, ist kein Land mehr eine Insel.

In diesem Buch vertrete ich die These, dass es nie eine einzigartige, reine westliche oder europäische Kultur gegeben hat. Die Werte, die wir heute westlich nennen – Freiheit, Rationalität, Gerechtigkeit und Toleranz –, sind nicht allein oder ursprünglich westlich; und der Westen selbst ist zum großen Teil ein Produkt langjähriger Verbindungen zu einem weit größeren Netz aus Gesellschaften, im Süden und Norden ebenso wie im Osten.³² Der von diesem Buch abgedeckte Zeitraum ist vielmehr eine Ära der Verflechtung, in der Einzelpersonen und Gesellschaften in Bezug zueinander agieren und reagieren. Tatsächlich treten die größten Veränderungen unter Umständen zu Zeiten großer Unruhen und Gegensätze – Migration, Krieg und Eroberung – auf, und Menschen können von ihren erbittertsten Rivalen am meisten lernen.

Meine Geschichte erzählt nicht geradlinig die unendliche Ausdehnung zum Beispiel eines sozialen oder wirtschaftlichen Netzwerks, des unaufhaltsamen Vormarschs des menschlichen Fortschritts oder vom »Licht aus dem Osten«, wie manche Gelehrte des 19. Jahrhunderts es nannten, das erst im Westen seine volle Kraft entfaltete.³³ Es gibt Drehungen und Wendungen, Parallelspuren und bisweilen 180-Grad-Kehren. In diesem Buch geht es auch nicht um »Einfluss«, ein allgegenwärtiges, aber sinnloses Konzept, das einen völlig falschen Eindruck vermittelt: Es spricht das Verdienst für den kulturellen Transfer dem Modell zu, nicht denjenigen, die es übernehmen. Aber die Vergangenheit nimmt keinen Einfluss auf die Zukunft: Menschen entscheiden, wie sie das, was sie dort vorfinden, interpretieren, weiterentwickeln oder anpassen.³⁴

Mein Buch stützt sich stark auf aktuelle historische, archäologische und naturwissenschaftliche Forschungsergebnisse, einschließlich der »Genom-

Revolution« des 21. Jahrhunderts, die unser Verständnis von der menschlichen Mobilität und Vermischung in der Vergangenheit verändert. Aber es widmet sich auch älteren Denkweisen zur Geschichte und der Frage, wie sie gemacht wird, über Reisen, Begegnungen und Beziehungen. Außerdem habe ich mich bewusst zurückgehalten und viele interessante und plausible Theorien über Kontakte und kulturelle Übertragung zwischen entfernten Gesellschaften ausgeklammert, um mich auf die am besten dokumentierten Beispiele zu konzentrieren.

Rund vier Jahrtausende trennen die beiden Umwälzungen, die meine Studie einrahmen: den Beginn der Seefahrt über das offene Meer im Mittelmeerraum, der die erste schnelle Verbindung zum Westen herstellte, und die Entwicklung neuer Navigationshilfen, die den westlichen Horizont dramatisch erweiterten. Während eines Großteils dieses Zeitraums befand sich Europa an der Peripherie weit größerer kultureller, wirtschaftlicher und politischer Netzwerke, bis die Seefahrernationen im fernen Westen anfingen, eine neue atlantische Welt unter christlicher Herrschaft zu schaffen – eine Welt, die über noch größere Entfernung hinweg noch stärker miteinander verbunden war, aber neue Ideologien von Distanz und Trennung nährte.

Während dieses gesamten Zeitraums reisten Menschen wegen Handel, Diplomatie, Wohlstand, Abenteuerlust und Raubgier über große Strecken. Nicht die Vorstellung von Kulturreisen hielt sie zurück, sondern die realen Barrieren von Wüsten, Gebirgen und Ozeanen – und sie überwand sie, weil sie sich nicht damit zufriedengaben, allein zu bleiben.

Die ersten Kontakte zwischen den Imperien Ägyptens und Mesopotamiens und der nicht so weit entwickelten Welt westlich von ihnen kamen durch die Region zustande, die frühe europäische Reisende die Levante nannten, das Land der aufgehenden Sonne, und durch einige der ältesten städtischen Gemeinschaften auf der Welt.³⁵ In einer dieser Städte beginnt auch unsere Geschichte, in jener Stadt, die den ersten seetüchtigen Schiffen ihren Namen gab.

1

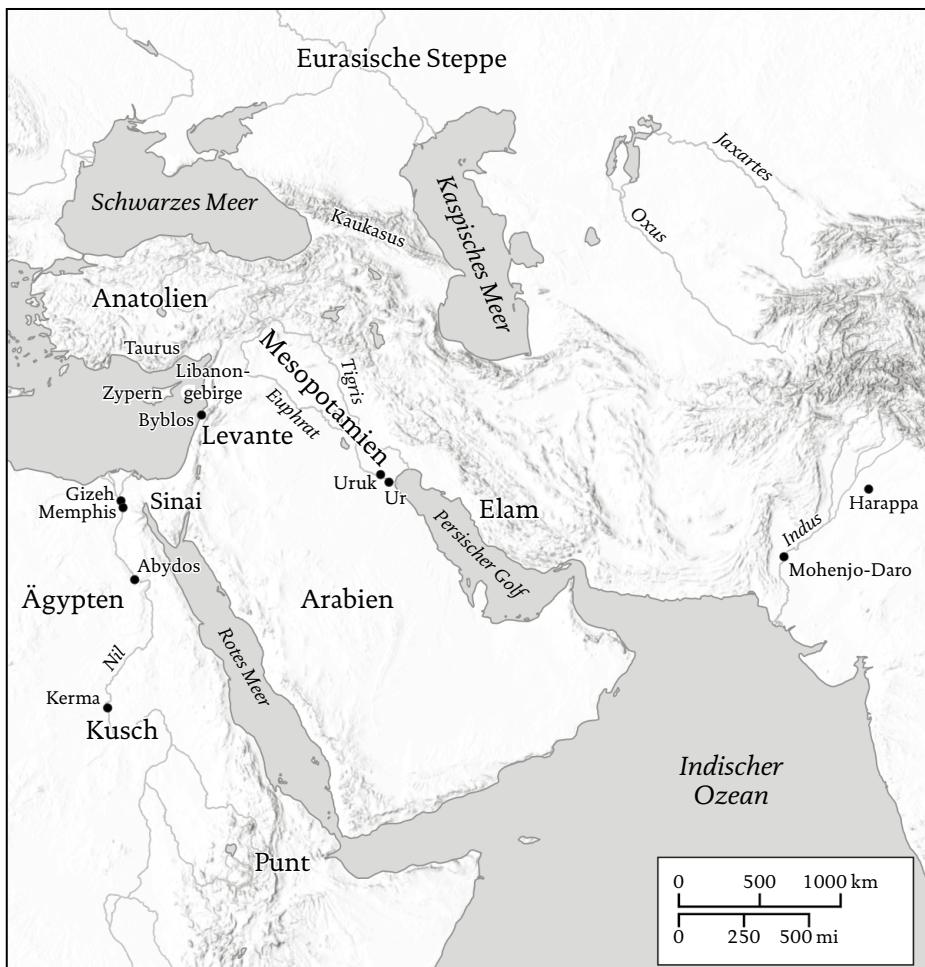
Segel am Horizont

BYBLOS, UM 2000 V. CHR.

Es ist kurz nach Sonnenaufgang an einem warmen Morgen vor etwa 4000 Jahren. Wir befinden uns im Hafen von Byblos, erbaut auf einer Landzunge unterhalb der kühlen grünen Hänge des Libanongebirges. Die Fischerboote sind bereits auf See, und es herrscht reges Treiben: Lastkähne bringen die Fracht der großen Handelsschiffe herein, die in der Nacht zuvor vor Anker gegangen sind. Scherzend beladen junge Männer eine Eselskarawane mit Säcken und Körben, und südlich der steinernen Stadtmauern treiben mit Baumstämmen beladene Flöße den Fluss hinunter in Richtung Küste. Hoch über dem Hafen erhebt sich ein neuer Tempel mit einem Turm, der den Seeleuten den Weg zu einer sicheren Anlegestelle weist und in dessen Treppenanlage Anker als Glücksbringer verbaut sind.¹ Die Einwohner dieser kleinen funkelnden Stadt wissen, was sie dem Meer schuldig sind.

Einige Kilometer vor der Küste ankert ein stattliches Segelschiff im seichten Wasser, das größer ist als die anderen. Nachdem die Nordwestwinde in den letzten Wochen nachgelassen haben und die Temperaturen gefallen sind, wartet das Boot nur noch auf Passagiere und Mannschaft.

Der Handel hat diese Männer kreuz und quer über ein Netz aus Städten und Reichen, Handwerkern und Dichtern geführt, ein Netzwerk, das in den Tälern Ägyptens und Westasiens wurzelt, aber mit einer größeren Welt jenseits davon verbunden ist. Sie sprechen mehrere Sprachen, und wären wir ihnen am Vorabend begegnet, hätten sie uns beim einen oder



1. Die Welt von Byblos im 3. Jahrtausend v. Chr.

anderen Krug des hervorragenden örtlichen Weins so manche Geschichte erzählen können.

Einer der Händler ist die Küste hinab- und den Nil hinaufgesegelt, vorbei an den mehr als hundert Pyramidengräbern der ägyptischen Priesterkönige, um in der sandigen Handelsstadt Kerma, dem Vorort des goldreichen Königreichs im Süden, das die Ägypter Kusch nannten, Geschäfte zu machen. Von dort aus reiste er durch die östliche Sahara ans Rote Meer und schloss sich einem Schiffskonvoi an, der auf der Suche nach Gold, Weihrauch, Elfenbein und Ebenholz nach Süden zum Horn von Afrika fuhr.

Zwei haben mit Eseln den langen Weg in Richtung Zweistromland gemacht. Zunächst zogen sie nach Norden über die Berge durch die Akkar-Ebene, über deren nördlichen Zugang heute die Kreuzfahrerburg Krak des Chevaliers wacht. Anschließend wandten sie sich nach Osten und erreichten über flacheres Gelände den Euphrat. Einer von ihnen setzte seinen Weg über Land bis zum Tigris fort, um mit Männern sein Brot zu brechen, die mit edlen Pferden und beladen mit Fellen über den Kaukasus nach Süden gekommen waren. Sie erzählten ihm Geschichten von einer weiten Ebene im Norden, die sich über Monate an Reitzeit erstreckte. Der andere verschiffte seine Waren über den Euphrat hinunter bis fast an den Persischen Golf, in die befestigte Stadt Ur mit ihrem Hafen, der viel größer war als der von Byblos.

Dort besuchte er den heiligen Bezirk des Mondgottes Nanna und seiner Gattin Ningal im Nordwesten der Stadt, wo sich neben Tempeln und Höfen auch Verwaltungsräume und der weitläufige Königspalast befanden. Im hinteren Teil des Bezirks bestieg er die dreiteilige Treppenanlage der neuen Zikkurat, eines gestuften Tempelbergs aus Lehmziegeln und Bitumen. Von oben konnte er Schiffe sehen, die in Richtung Arabien und Indien ausliefen oder mit Kupfer und Edelsteinen beladen von dort zurückkehrten. Unten am Hafen unterhielt er sich mit einem alten Mann, der viele Jahre zuvor vom Indus an den Golf geschickt worden war, um hier die Handelsinteressen seiner Familie zu vertreten. Der Alte erzählte ihm Geschichten aus seiner Heimat, berichtete über ein großes grünes Tal weit im Osten, von seltsam aussehenden Buckelrindern und fünf riesigen Städten aus gebrannten roten Lehmziegeln.²

Das Gespräch, das wir uns in dieser Nacht in Byblos vorstellen, führt uns durch eine riesige, vernetzte Welt in ständiger Veränderung und voll von Reisenden, für die ein Denken in Kulturen wenig Sinn ergeben würde. Wenn die Besatzung am Morgen ausläuft, wird sie eine neue Richtung einschlagen, der untergehenden Sonne entgegen. Doch bevor wir den Männern dorthin folgen können, müssen wir zum Anfang zurückkehren, um herauszufinden, in welchem Umfang die Menschheitsgeschichte auf zwi-schenmenschlichen Kontakten basiert und wie die Menschen so weit gekommen sind.

Menschen haben immer schon die Begegnung miteinander gesucht und dabei sogar die Grenzen der Spezies überschritten. Als Folge solcher –

freundlicher oder unfreundlicher – Kontakte haben ein kleiner, aber nicht unbedeutender Anteil Neandertaler-Erbgut sowie die DNA von mindestens drei weiteren archaischen Menschenarten in modernen Populationen überlebt.³ Nachdem der *Homo sapiens* die anderen Menschenarten auf der Welt verdrängt hatte, breitete er sich zu Fuß – und manchmal auch in Booten – immer weiter aus. Jäger und Sammler folgten ihren Beutetieren und den Jahreszeiten, und sie legten weite Strecken zurück, um einander zu finden. Sie errichteten geheimnisvolle Megalithen im Taurusgebirge und feierten an Don und Dnepr Feste in Hallen aus Mammutstofzähnen.⁴ Und sie tauschten Rohstoffe aus: Die Menschen auf Zypern und am Roten Meer bezogen ihren Obsidian, ein glänzendes, vulkanisches Gesteinsglas, das sie zur Herstellung von Schneidwerkzeugen brauchten, aus Zentralanatolien. Und sie gaben technische Innovationen aneinander weiter: Neue Entwürfe für Pfeilspitzen etwa verbreiteten sich rasch über weite Gebiete von Mesopotamien bis Syrien.⁵

Als sich das Weltklima am Ende der letzten Eiszeit vor 12 000 Jahren beruhigte und erwärmte, wurde der Austausch im sogenannten Fruchtbaren Halbmond (der eigentlich eher die Form eines Bumerangs hat) noch intensiver. Hier gab in den neuen gemäßigten Bedingungen der Reichtum an Jagdwild und essbaren Pflanzen den Anstoß zu ersten landwirtschaftlichen Experimenten. Vorreitern gelang es, durch sorgfältige Selektion aus einheimischen Wildgräsern mit kleinen, locker sitzenden Samen domestizierte Formen mit größeren, fest sitzenden Körnern zu züchten, die sich leichter einsammeln, verspeisen und zu Mehl mahlen ließen. Allerdings bedurften diese Sorten jetzt des menschlichen Eingriffs, denn sie mussten gezielt ausgesät werden.⁶ Eine andere Form der Züchtung verwandelte Wildtiere in Diener des Menschen. Hunde waren schon vor langer Zeit aus Wölfen zu Jagdgefährten herangezüchtet worden, doch nun wurden aus Auerochsen Rinder, aus Wildschweinen Hausschweine, und Wildschafe lockte man aus ihrer natürlichen Aggression.^{7*}

Die Landwirtschaft verlangte eine sesshaftere Lebensweise, hing aber weiter von Kontakten und Kommunikation ab. Die verschiedenen Arten

* Der Auerochse hatte eine Schulterhöhe von bis zu zwei Metern und wog bis zu 1000 Kilogramm. Er hatte breite Schultern und lange, gebogene Hörner. Der letzte seiner Art wurde im 17. Jahrhundert in Polen erlegt.

wurden in unterschiedlichen Regionen des Fruchtbaren Halbmonds domestiziert – Weizen, Rinder und Schafe im nördlichen Hügelland, Gerste und Schweine in mehreren Gebieten westlich des Euphrat und Ziegen im heutigen Iran. Um 7000 v. Chr. jedoch finden sich dann alle neuen domestizierten Arten in der gesamten Region.⁸ Dazu genügte es aber nicht, einfach nur Saatgut und Vieh auszutauschen: Die Menschen mussten einander erklären, wie man die neuen Pflanzen aussät, anbaut, erntet und zubereitet oder wie man die neuen Tiere züchtet, füttert und pflegt.

Ein breiteres Spektrum an Feldfrüchten und Haustieren verringerte die Risiken einer agrarischen Lebensweise, die stets vom Wetter und vom Wohlwollen der Götter abhing. Die Landwirtschaft war sicher nicht jedermanns Sache, denn sie ist mühsamer als das Jagen und Sammeln. Außerdem schafft die Sesshaftigkeit der Arbeitskräfte einen Nährboden für Infektionskrankheiten. Andererseits fördern die landwirtschaftlichen Erträge das Bevölkerungswachstum, das wiederum Migrationsbewegungen auf der Suche nach neuem Land anstößt. Vom 7. Jahrtausend v. Chr. an breitete sich die Landwirtschaft über einen großen Teil der Welt aus. Die Bauern brachten ihre Tiere, ihr Saatgut und ihre Fertigkeiten südlich nach Ägypten, ostwärts in den Iran, ins Industal, gen Norden nach Anatolien und von dort aus nach Europa. Sie siedelten sich überall dort an, wo die Umstände und ihr Einfallsreichtum gute Ernten versprachen, und verdrängten dabei die Menschen, die dort, wo sie ihre neuen Felder anlegten, zuvor gejagt und Vieh gehütet hatten.

Besonders erfolgreich verliefen die landwirtschaftlichen Experimente in den trockenen Flusstälern Mesopotamiens, des Landes »zwischen den Flüssen«, eines zentralen Teils des Fruchtbaren Halbmonds. Um die fruchtbaren Schwemmböden zwischen Euphrat und Tigris zu bewirtschaften, legten die Bauern ein komplexes Netzwerk aus Bewässerungskanälen an und erzielten damit enorme Erträge. Sie konnten jetzt ausreichend Nahrungsmittel anbauen, um andere zu ernähren, die Spezialisten wie Töpfer, Priester oder Verwalter werden konnten, und im 5. Jahrtausend v. Chr. entstanden dann die ersten Städte. Im späten 4. Jahrtausend v. Chr. war das am Euphrat gelegene Uruk eine echte Großstadt von etwa 250 Hektar – was ungefähr dem Londoner Stadtteil Soho entspricht – mit Kanälen, Tempeln und einer Bevölkerung von 20 000 bis 40 000 Menschen.⁹

Um die ausgedehnten landwirtschaftlichen Nutzflächen auf dem Territorium der Stadt verwalten zu können, entwickelte man in Uruk das weltweit erste bekannte System von standardisierten Maßen und Gewichten. Es basierte auf der Last, die ein durchschnittlicher Mann tragen konnte (ein Talent), und auf der Länge eines Unterarms (eine Elle).¹⁰ Hier erscheint auch das erste echte Schriftsystem. Zunächst handelte es sich nur um ein Zählsystem mit Kreisen für Zehner und Strichen für Einer, doch bald fügten die Schreiber Piktogramme hinzu, um anzudeuten, was gezählt wurde. Bis zum Ende des 4. Jahrtausends hatte man diese Kodierung so weit verfeinert, dass sich damit lokale Sprache und später auch Literatur festhalten ließen. Die Zeichen wurden mit einem Griffel in weichen Ton gedrückt und werden heute ihrer Form wegen als Keilschrift bezeichnet.^{11*}

Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. bestand das südliche Mesopotamien aus einem Flickenteppich von Stadtstaaten, die von Königen regiert wurden und teils mehrere Zehntausend Einwohner hatten. Ähnliches gilt für Ägypten, wo seit dem 6. Jahrtausend v. Chr. Ackerbau betrieben wurde. Die Bewohner des Niltals entwickelten ebenfalls komplexe Bewässerungstechniken, um die jährlichen Überschwemmungen zu nutzen und in die richtigen Bahnen zu lenken, was auch dort zu außerordentlich hohen Erträgen führte. Gegen Ende des 4. Jahrtausends entstanden entlang des Flusses erste Städte, und um 3000 v. Chr. schlossen sich Ober- und Unterägypten zu einem Staatswesen zusammen, das unter den Dynastien des »Alten Reichs« seine erste Blüte erlebte. Die Herrscher verwendeten eine Hieroglyphenschrift, ließen Pyramiden errichten und geboten über mehr als eine Million Menschen.

Diese Geschichte ist uns so vertraut, dass ihr etwas Unausweichliches anhaftet: Es handelt sich um die ersten Stufen auf der im 18. Jahrhundert erdachten Leiter des Fortschritts, wonach aus Jägern Hirten werden und aus Hirten Ackerbauern, die dann Städte bauen und sich Herrscher, Regeln und Institutionen zulegen, also kurz gesagt: Zivilisation. Bei näherer Betrachtung erweist sich dieses traditionelle Narrativ der Selbstentwicklung

* Sumerisch, die erste Schriftsprache der Welt, ist mit keiner heute noch existierenden Sprache verwandt. Wie viele spätere Sprachen basierte sie auf grammatischen »Geschlechtern«, die aber nicht Maskulinum, Femininum oder Neutrum waren. Vielmehr unterteilten die Sprecher des Sumerischen ihre Welt in Personen (einschließlich Götter) und Nicht-Personen (einschließlich Tiere).

jedoch als löchrig.¹² Denn wie bereits frühere, kleinere Gemeinwesen haben sich auch die Königreiche in Mesopotamien und Ägypten keineswegs selbst erschaffen. Und sie waren auch nicht die einzigen relevanten Gesellschaften ihrer Zeit.

Schon die frühesten Städte mussten Baumaterialien wie Holz, Stein oder Metall aus größerer Entfernung beschaffen, was zu wirtschaftlichen Verbindungen zwischen Herrschern, Bergleuten und Holzfällern führte, die sich über Tausende Kilometer erstrecken konnten. Im 3. Jahrtausend v. Chr. läutete dann die Erfindung der Bronze eine neue Ära des regulären Fernhandels ein. Antike Schmiede entwickelten diese neue Substanz, indem sie Kupfer mit Zusatzstoffen wie Zinn oder Arsen zu einer Legierung kombinierten, um einen stärkeren und härteren Werkstoff zu schaffen, der einen niedrigeren Schmelzpunkt hatte und sich deshalb leichter formen und mit schärferen Schneiden versehen ließ.¹³ Er wurde schnell für alles von Kochtöpfen über Schmuck bis zu Waffen und Rüstungen verwendet, hatte aber seinen Preis. Denn Kupfer war fast nur in Gebirgsregionen zu finden, und qualitativ hochwertige Bronze wurde mit Zinn legiert, das zwischen der Atlantikküste und Zentralasien nur selten zu finden ist. Die Bewohner des Zweistromlandes bezogen ihr Zinn vor allem über die Elamiter – sumerisch für »Hochländer« – im Südwesten des Iran.¹⁴

Das zunehmende Handels- und Reiseaufkommen erforderte neue Transportmittel, und auch diese wurden von anderswo importiert. Sie wurden nicht von den Ackerbauern der »Hochkulturen« Ägyptens und Mesopotamiens entwickelt, sondern von den Hirten im Norden und Süden: das Rad und der Esel.

Das Rad kam zuerst in den kalten eurasischen Grassteppen zum Einsatz, die sich über Tausende Kilometer von der Mandschurei bis zu den Gebieten nördlich des Kaspischen und des Schwarzen Meeres erstrecken. Die flache, nur von wenigen Flüssen durchzogene Landschaft und das Klima laden förmlich dazu ein, über weite Strecken umherzuziehen. Rinder und Schafe versorgten die Menschen mit mobiler Nahrung und Kleidung, aber wollte man schwere Gegenstände transportieren, mussten diese über Baumstämme gerollt oder auf Schlitten gezogen werden, vorzugsweise mit Hilfe von Ochsen.

Das änderte sich mit der Erfindung des Rades und, noch wichtiger, der

Achse um 3500 v. Chr. Tausende Wagen mit Rädern wurden in Steppengräbern aus dem 3. Jahrtausend gefunden.¹⁵ Diese frühen Räder waren aus massivem Holz gefertigt, das nicht in Scheiben quer zum Stamm geschnitten wurde, was sie schwach und ungleichmäßig gemacht hätte, sondern aus der Länge nach geschnittenen Bohlen. Sie eigneten sich ideal für Ochsenkarren, und zum Ende des 4. Jahrtausends waren sie bis nach Mesopotamien gerollt, wo sie auch als Drehscheiben zum Töpfern verwendet wurden.¹⁶

Holzräder sind natürlich nur dann eine Option, wenn das passende Holz und die richtigen Zugtiere zur Verfügung stehen. Die Viehhirten in der östlichen Sahara und am Horn von Afrika hatten weder das eine noch das andere, scheinen genetischen Untersuchungen zufolge im 4. Jahrtausend aber den afrikanischen Wildesel domestiziert zu haben.¹⁷ Um 3000 v. Chr. hatte das Tier Ägypten erreicht, wo die Verehrung, die es zurecht genoss, sich in den aufwendigen Bestattungsriten zeigt, die zehn Eseln in der Stadt Abydos zuteilwurden.¹⁸ Anders als Pferd oder Ochse ist der Esel ein anspruchsloser Gefährte. Er lässt sich leicht abrichten, braucht nicht viel Pflege, ist auch in unwegsamem Gelände trittsicher, frisst so gut wie alles, kommt notfalls mehrere Tage ohne Wasser aus und kann bis zu einem Drittel seines eigenen Körpergewichts tragen.¹⁹

Das ist selbstverständlich deutlich weniger als ein Ochsenkarren, aber für den Langstreckentransport hatten die Ostafrikaner ja den Nil, der schnell nach Norden fließt, während die vorherrschenden Winde nach Süden wehen. Das machte den Fluss zu einem idealen Experimentierfeld für eine Technologie, die effizientes Reisen in beiden Richtungen ermöglichte. Darstellungen von Booten mit Segeln erscheinen erstmals im späten 4. Jahrtausend auf Gegenständen aus dem nördlichen Kusch und bald danach auch in Ägypten.²⁰

Das Segeln muss zunächst auf den Fluss beschränkt gewesen sein, denn auf den frühen Darstellungen sind die Segel zu weit vorn angebracht, um damit auf offenen Gewässern zu manövrieren. Esel kamen weiter: Das Keilschriftzeichen für »Esel« erscheint auf Tontafeln aus Uruk bereits Ende des 4. Jahrtausends, und die bislang ältesten dort gefundenen Überreste der Tiere selbst stammen aus dem 3. Jahrtausend.*

* Für das Rad oder auch die Bronze dagegen scheinen die Ägypter zunächst nur wenig Verwendung gehabt zu haben.

Gefährliche Meere, abschreckende Berge und trockene Wüsten behinderten weiterhin einen direkten Kontakt zwischen den fruchtbaren Fluss-tälern Ägyptens und Westasiens. Die Verbindungen folgten stattdessen einer geschützteren, aber sehr viel längeren und indirekteren Strecke über die Häfen, Ebenen und Gebirge der westlichen Levante, einem schmalen Küstenstreifen, der von den Ausläufern des Libanongebirges eingerahmt ist und seit jeher Ost mit West und Nord mit Süd verbindet.

Die ersten Reisen durch die Levante erfolgten auf dem Landweg. Diese Eselskarawanen müssen den Sinai überquert haben und die Levanteküste hinaufgezogen sein, bevor sie sich landeinwärts den Flüssen zuwandten.²¹ Doch selbst langsame und indirekte Verbindungen wie diese können dramatische Auswirkungen haben. Und sie könnten das Schriftsystem erklären, das in Ägypten im späten 4. Jahrtausend aufkam und heute nach dem griechischen Begriff für »heilige Schriftzeichen« als Hieroglyphen bezeichnet wird. Auch wenn die ägyptischen Hieroglyphen formal gesehen nichts mit der mesopotamischen Keilschrift zu tun haben, wäre das erstmalige mehr oder weniger gleichzeitige Erscheinen von Schriftsystemen an zwei verschiedenen Orten ein bemerkenswerter Zufall.

Diese Verbindung intensivierte sich Mitte des 3. Jahrtausends, als sich Ägyptens Segeltechnologie weiterentwickelte und seine Schiffe begannen, das Mittelmeer zu erkunden. Um 2600 v. Chr. belegen ägyptische Aufzeichnungen erstmals einen regelmäßigen Seehandel mit Häfen der Levante.²² Ein Jahrhundert später zeigen ägyptische Skulpturen seetüchtige Schiffe mit Segeln und Takelage, die Wind und Wellen trotzen konnten.

Ab der Mitte des 3. Jahrtausends finden sich Skulpturen und Bilder von Schiffen mit Segeln auch am Persischen Golf. Es gibt zwar keine Belege für das Segeln um die Arabische Halbinsel vor dem 1. Jahrtausend v. Chr., und ein Vergleich der Abbildungen früher mesopotamischer und ägyptischer Boote lässt auch vermuten, dass sie nicht auf demselben Entwurf basieren. Aber wie bei der Hieroglyphenschrift mögen schon indirekte Berichte über seetüchtige Segelschiffe einer Region genügt haben, um Menschen in einer anderen auf eine gute Idee zu bringen.²³

Doch ganz gleich, wo es nun erfunden wurde, das Segeln eröffnete den Händlern ganz neue Möglichkeiten. Um 2400 v. Chr. finden sich in reichen Gräbern beim Hafen von Ur immer mehr exotische Schmucksteine aus fernen Ländern: Lapislazuli aus Afghanistan, Türkise aus Usbekistan und Kar-

neole aus dem Industal. Dort hatten Bauern riesige Städtelandschaften mit befestigten Zitadellen, Straßenrastern, monumentalen Bädern und einem Abwassersystem für alle Häuser angelegt.²⁴

Im Mittelmeer war Byblos der Hauptanlaufpunkt für die ägyptische Seefahrt in Richtung Norden, was dazu führte, dass alle seetüchtigen Handelsschiffe in ägyptischen Aufzeichnungen als »Byblos-Schiffe« bezeichnet wurden – selbst dann, wenn sie das Rote Meer befuhren, um nach Süden, zu den Goldminen des Königreichs Punt am Horn von Afrika, zu gelangen.²⁵ Hauptfracht auf dem Rückweg aus Byblos war in der Regel das harte, widerstandsfähige Zedernholz aus dem Libanongebirge. Es wurde für die Ausstattung ägyptischer Gräber und Tempel, aber auch für den Bau von Schiffen verwendet, darunter die vierzig Meter lange Prunkbarke des Königs Chufu (Cheops), die in einer Grube neben seiner Pyramide bestattet wurde.²⁶

Durch diese besondere Beziehung entwickelte sich Byblos rasch von einem Küstendorf mit Frischwasserquelle zu einem geschäftigen Hafen der Levante, in dem ägyptische Stile, Waren und Inschriften allgegenwärtig waren. Darstellungen einer lokalen Gottheit, der Dame von Byblos, zeigen diese als Version der ägyptischen Göttin Hathor.²⁷

Auch wenn regelmäßig Schiffe den Hafen anliefen und man viele Leute fragen konnte, dauerte es sicher eine Weile, bis die Seeleute von Byblos die Kunst des Segelns perfektioniert hatten: Sie mussten lernen, wie man ein Schiff nicht nur auftakelt, sondern überhaupt erst baut, wozu man Seil- und Segelmacher, aber auch Zimmerleute braucht.²⁸ Auch die Handhabung der Schiffe war schwierig. Bis Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. besaßen Segelboote keinen Kiel, der ihnen bei starkem Seegang Stabilität verliehen hätte. Sie hatten auch nur ein einziges quadratisches Segel, so dass sie nur bei ablandigem Wind den Hafen verlassen konnten, und waren auf Rücken- oder Seitenwind angewiesen, um voranzukommen. In jenen Tagen wurde zweifellos viel gerudert.²⁹

Bald begannen die Menschen in Byblos und den Nachbarhäfen jedoch, eigene Schiffe zu bauen und Techniken zu entwickeln, die es ihnen erlaubten, auf einem Meer voller Westwinde westwärts zu segeln. Das bedeutete viel mehr als kleine Verbesserungen in seemännischem Können und Technologie: Es markierte einen neuen Anfang. Segelschiffe können 100

bis 150 Kilometer am Tag zurücklegen, kommen also zwei- bis dreimal so weit wie das schnellste Kanu oder Ruderboot – und das mit weniger Mühe, mehr Platz für die Ladung und einer stabileren Konstruktion.³⁰ Kontakte über das Mittelmeer waren auch in den Jahrtausenden zuvor schon immer wieder geknüpft worden, aber das Segel verlieh ihnen Nachhaltigkeit.

Unten im Hafen ist die Zeit gekommen, um wieder auszulaufen. Unsere Seeleute aus Byblos gehören zu den Ersten, die sich in den Westen wagen. Dort werden sie eine ganz andere Welt vorfinden, in der es keine Staaten gibt, keine Städte, keine Tempel und keine Schrift. In der heute Europa genannten Region lebten die Menschen verstreut, meist in befestigten Dörfern und vereinzelten Gehöften. Sie ernährten sich von dem, was ihr Land hergab, und empfanden sich dabei weder als primitiv noch als ausgesprochen arm. Denn sie hatten nicht die großen europäischen Intellektuellen des 18. Jahrhunderts gelesen, und sie wussten nicht, dass die Geschichte ein Vorwärtsschreiten in Richtung Urbanismus, Handel und Gesetz sein sollte.

Sie waren nicht völlig isoliert. Wie Funde zeigen, war das Rad in Mitteleuropa bereits im 4. Jahrtausend bekannt, in den Hügeln und Bergen der Region aber wohl nicht ganz so nützlich wie in flachen Ebenen der Steppe oder Mesopotamiens. Und bis in den fernen Westen scheint es zunächst nicht vorgedrungen zu sein.³¹ Stattdessen hielten die Menschen auf dem Wasserweg, in kleinen Ruderbooten und Kanus, miteinander Verbindung. Auf diese Weise konnten sie an guten Tagen bis zu zwanzig Kilometer zurücklegen, also weniger als mit einer Eselskarawane und wesentlich langsamer als zu Fuß und ohne Gepäck.³² Trotzdem reisten sie manchmal über weite Distanzen. Aber fernab der technologischen, kommerziellen und politischen Austauschrouten war das Leben der Menschen weniger komplex, und die Dinge veränderten sich kaum.

Aber das sollte nun anders werden.

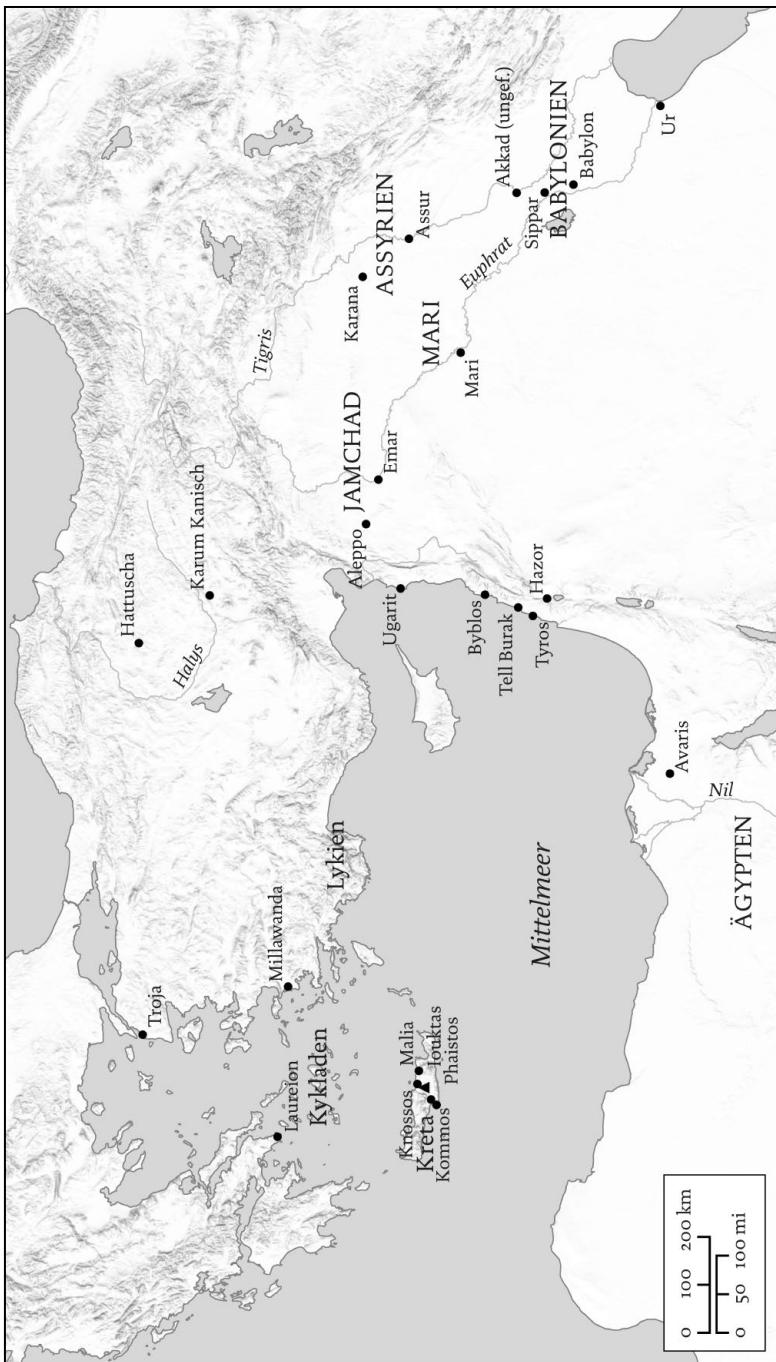
2

Der Palast des Minos

KNOSSOS, UM 1700 V. CHR.

Nach einem anstrengenden Eselsritt bergauf von der kretischen Nordküste muss der weitläufige Palast auf dem Plateau von Knossos eine wunderbare Überraschung gewesen sein. Nachdem die Tiere versorgt sind, nähert man sich dem Palast von Westen her über eine breite Treppe, während sich vor einem die Palastmauern erheben. Die von großen Fenstern durchbrochenen und mit gehörnten Zinnen bekrönten Gebäude schimmern orange im Licht der tief stehenden Sonne. Nachdem man einen gepflasterten Hof überquert hat, um links um den Komplex herumzugehen, tritt man schließlich durch einen Säulengang an der Nordseite ein. Dann wendet man sich sofort nach rechts und folgt einem schmalen, ansteigenden Gang in einen lichtüberfluteten Innenhof, in dem Bankette und andere Festlichkeiten abgehalten wurden. Mit fünfzig Metern Länge und 25 Metern Breite bot er etwa 5000 Menschen Platz.¹ Zur Linken verbindet eine große Treppe die mindestens zwei oberirdischen Stockwerke mit den Untergeschosßen, die von den Erbauern in den Hang darunter gehauen wurden. Im Süden erkennt man in einiger Entfernung den Berg Iouktas, der sich als farblose Silhouette vom gelben Sonnenuntergang abhebt.

Der riesige Palastkomplex zeugt vom Wohlstand, Erfolg und Einfallsreichtum der Menschen, die ihn erbaut haben. Die Wände in den öffentlichen Bereichen sind mit Fresken in leuchtenden Blau-, Rot- und Gelbtönen geschmückt, die fantastische Tierwesen, riesige Pflanzen und Athleten,



2. Die Welt Europas um 2000 v. Chr.

die über Stiere springen, zeigen. Tiefrote Holzsäulen umrahmen die großen Fenster, welche die Inselfluft hereinlassen. In den unteren Stockwerken liegt eine privatere Welt: gemütliche, mit reichen geometrischen Mustern verzierte Zimmer mit Fenstern und Terrassen, die über einen Bach auf die dahinter liegenden Hügel blicken. Von Säulen gesäumte Innenhöfe lassen Licht und Luft herein, können aber bei kaltem Wetter durch faltbare Trennwände aus Holz verschlossen werden, die in vertikale Kerben in den eleganten Säulen gefaltet werden. Etwas versteckt liegen die Küchen, Werkstätten und Lagerräume, die den Palastbetrieb am Laufen hielten. Es gibt auch Archive voller Tontafeln, die mit geheimnisvollen Zeichen beschriftet sind.²

Es sind Schiffe aus Byblos, die uns nach Kreta gebracht haben. Die älteste bekannte Darstellung eines Segelschiffs mit Mast und Takelage aus den Gebieten westlich der Levante ist die Ritzzeichnung auf einem Siegel aus einem kretischen Grab, das um 2000 v. Chr. angelegt wurde – also genau zu der Zeit, als zum ersten Mal neue Metalle auf die Insel kommen, gemeinsam mit Technologien und Luxusgütern aus Westasien und Nordostafrika.³ Kreta ist also die nächste Station auf unserer Reise durch die Geschichte der Kontakte und Verbindungen, aber wir sind nicht die Ersten, die dort hingelangen.

Die alten Griechen hatten ihre eigene Erzählung von der ersten Reise aus der Levante nach Kreta. In dieser Version war es eine phönizische Prinzessin, die auf dem Rücken eines schwimmenden Stiers die nasse Kluft zwischen den Welten überwand. Die Geschichte spielt in der nebulösen und mystischen Zeit vor dem Trojanischen Krieg und beginnt in der Stadt Tyros, die in der jüngeren Vergangenheit das weiter nördlich gelegene Byblos als größten Hafen der Levante abgelöst hatte.⁴

Europa ist die Tochter des Königs von Tyros, eines Ägypters namens Agenor. Am Beginn der Geschichte pflückt sie gerade Blumen am Meeressufer, als sie in der Ferne einen wunderschönen weißen Stier bemerkt. Es ist Zeus, der Göttervater höchstselbst, der diese Gestalt angenommen hat, um sich vor den Blicken seiner misstrauischen Gattin Hera zu verbergen. Als das Tier sich nähert, ist das Mädchen wie verzaubert. Sie spricht mit dem zahmen Tier, streichelt es, und schließlich steigt sie auf seinen Rücken – da dreht er sich um, galoppiert ins Meer hinaus und bringt das Mädchen über

die Wellen westwärts nach Kreta. Dort lässt er sie mit ihren Kindern sitzen – nicht sein erstes Vergehen dieser Art.⁵

Europa macht das Beste aus ihrer Lage und heiratet den kretischen König Asterios, aber der Ärger geht in der nächsten Generation weiter, als ihre Söhne um die Kontrolle über die Insel kämpfen. Schließlich verlässt Sarpedon mit seiner Mutter und seinen Anhängern, den Termilen, die Insel, um über Lykien in Südanatolien zu herrschen, während sein Bruder Minos König von Kreta wird und in Knossos residiert.⁶

Privat läuft es für Minos nicht ganz so rund: Wie schon ihre Schwiegermutter verliebt sich auch seine Ehefrau Pasiphaë in einen Stier. In diesem Fall beruht die Anziehungskraft jedoch nicht auf Gegenseitigkeit, was daran liegen mag, dass es sich um einen echten Stier handelt. Pasiphaë wendet sich daher an den Erfinder und Handwerker Daidalos und lässt ihn eine hölzerne Kuh bauen, in die sie hineinklettern kann. Die Täuschung gelingt, und das Tier paart sich mit ihr, aber das daraus resultierende Kind kommt halb als Mensch und halb als Stier zur Welt. Erneut wird der vielseitig verwendbare Daidalos engagiert, diesmal, um ein großes, kompliziertes Gefängnis zu bauen, das heute als Labyrinth bekannt ist. Dort fristet der arme Minotauros ein bedauernswertes Leben. Seine einzige Ablenkung ist ein alle neun Jahre stattfindendes Festmahl, bestehend aus vierzehn jungen Männern und Frauen, die Aigeus, der König von Athen, als Tribut an Minos schicken muss. Das endet, als es Aigeus' Sohn Theseus gelingt, die Kreatur mit Hilfe von dessen Halbschwester zu töten, der verräterischen Ariadne.

Diese miteinander verwobenen Geschichten zeichnen ihr eigenes Labyrinth aus Reisen und Beziehungen zwischen Ägypten, der Levante, Kreta, Anatolien und Griechenland. Und sie offenbaren die Kluft zwischen dem modernen und dem antiken Verständnis von der menschlichen Vergangenheit, zwischen dem Denken in Kulturen und dem, was wir als eine weitverbreitete antike Vorliebe kennenzulernen werden, historischen Wandel durch Reisen und zwischenmenschliche Beziehungen zu erklären.⁷

Zu den Dingen, welche diese Geschichten nicht thematisierten, gehört Europa. Das zeigt sich bei Herodot von Halikarnassos, der um 425 v. Chr. das erste große Geschichtswerk in griechischer Sprache vollendete. Für ihn war der Name des Kontinents rätselhaft, »es sei denn, wir sagen, dass dieses Land seinen Namen von der tyrischen Europa hat ... aber es ist klar, dass

sie aus Asien stammte und niemals in das Land gelangte, das die Griechen heute Europa nennen, sondern nur von Phönizien nach Kreta und von Kreta nach Lykien«.⁸

In der Antike galt Kreta nicht als Teil Europas, sondern als Bindeglied zwischen der Levante und den Orten im Westen. Die Archäologen, welche die Überreste der minoischen Kultur wiederentdeckten, sahen das anders, denn sie waren nicht nur dem kulturalistischen Denken ihrer Zeit verhaftet, sondern kannten sich auch mit den Mythen aus.

Alles begann im Jahr 1878 mit einem kretischen Seifenfabrikanten und Hobby-Archäologen namens Minos Kalokairinos. Im Norden der Insel, die damals noch unter osmanischer Herrschaft stand, legte er Teile eines weitläufigen und sehr alten Gebäudekomplexes mit massiven Mauern frei, den er in Kenntnis der Geschichte von Europa und ihren Söhnen natürlich – und zutreffend – als Knossos identifizierte. Den Irrgarten aus kleinen Räumen und Gängen, den er dort vorfand, nannte er den »Palast von König Minos«. Schon 1880 bezeichnete der amerikanische Journalist William J. Stillman das Gebäude als »Labyrinth des Daidalos«.⁹

Die Entdeckung sorgte gleich für Furore, denn es handelte sich um das bis dahin älteste bekannte Bauwerk im Mittelmeerraum. Für Europäer, die Kreta als Bestandteil ihrer eigenen christlichen Kultur sahen, hatte der alte Kontinent jetzt den Monumenten aus Ägypten und dem Nahen Osten endlich etwas entgegenzusetzen. Diese hatten die Fantasie der Öffentlichkeit beflügelt, seit französische Gelehrte nach Napoleons Invasion in Ägypten im Jahr 1798 mit der *Description de l'Égypte* (1809–1828) ein opulent bebildertes Werk über die antiken Tempel und Pyramiden vorgelegt hatten.^{10*} Als sich die Idee einer eigenständigen und überlegenen europäischen Zivilisation durchsetzte, verband sich die Faszination für die exotischen Altertümer der Region, die jetzt als Naher Osten bezeichnet wurde, leicht mit einem Gefühl der Distanz, ja des Ekels, das die Andersartigkeit dieser Regionen und ihren Niedergang unter osmanischer Herrschaft be-

* In der daraus resultierenden »Ägyptomanie« erhielt sogar das 1842 errichtete Wasserreservoir an der New Yorker Fifth Avenue die Form eines ägyptischen Tempels. An seiner Stelle befindet sich heute die 1911 in einem konservativeren, klassizistischen Stil fertiggestellte New York Public Library.

tonte.^{11*} Der Palast von König Minos bot jetzt die Gelegenheit, die Rechnung zu begleichen.

Im Jahr 1894 erreichte ein englischer Besucher die von Kalokairinos entdeckte Ruinenstätte. Er war ein Mann mit festen Ansichten und ungewöhnlichen Gewohnheiten: Seit seiner Schulzeit weigerte sich Arthur Evans, eine Brille zu tragen, um seine Kurzsichtigkeit auszugleichen, sondern verließ sich stattdessen auf einen Stock, den er »Prodger« nannte.¹² Als Student in Oxford hatte er begonnen, sich für die Erforschung des Balkans zu interessieren, der zu dieser Zeit zwischen dem österreichisch-ungarischen Kaiserreich und den Osmanen aufgeteilt war. Mit finanzieller Unterstützung seines Vaters veröffentlichte er 1876 einen Bericht über seine Reisen in die Region. Es handelt sich um ein antisemitisches Werk, das vom neuen Denken über rassistische Unterschiede geprägt war. »Ich glaube an die Existenz minderwertiger Rassen«, heißt es darin, »und sähe sie am liebsten ausgerottet.«¹³

Nachdem er einige Jahre als Journalist in Ragusa (Dubrovnik) gearbeitet hatte, wo man ihn mehrmals als Spion oder einfach nur als Unruhestifter verhaftete, kehrte Evans nach England zurück und wandte seine vielseitigen Talente der Archäologie zu. 1884 wurde er zum Keeper des Ashmolean Museum in Oxford ernannt. Als er zehn Jahre später auf der Suche nach Schriftzeugnissen auf Kreta eintraf, war er 43 Jahre alt und befand sich nach dem Tod seiner geliebten Frau Margaret an einem weiteren Wendepunkt seines Lebens.^{**}

In Knossos fand Evans eine neue Liebe, die ihn bis zu seinem Tod begleiten sollte. Leicht machte sie es ihm allerdings nicht: Der Palast des Minos

* Im 19. Jahrhundert konnten Europäer von einem Nahen, Mittleren und Fernen Osten sprechen, natürlich aus der Perspektive, wie weit die betreffenden Regionen von Europa entfernt lagen. Im 20. Jahrhundert veränderte sich die Terminologie im Englischen von einer geografischen zu einer chronologischen, wobei *Near East* in den Altertumswissenschaften der gleichen (unscharf definierten) Region entspricht wie *Middle East* in der Moderne. Im Deutschen ist für beides die Bezeichnung »Naher Osten« üblich.

** Margarets Vater war Evans' Tutor in Oxford gewesen: Edward Freeman, dessen Thesen über ein durch Rasse und Religion zwischen Ost und West gespaltenes Sizilien wir bereits kennengelernt haben.

war eine Fundstätte, nach der sich jeder Archäologe die Finger geleckt hätte, aus politischen Gründen jedoch tabu. Evans' Besuch auf Kreta fiel in eine Zeit zunehmender Spannungen zwischen den osmanischen Behörden und der christlichen Bevölkerung. Die Einheimischen standen einer weiteren Erforschung der antiken Überreste unter türkischer Herrschaft ablehnend gegenüber, weil sie fürchteten, dass die Funde in Istanbul landen würden.¹⁴

Dennoch konnte Evans einen Teil des Palastgeländes von einer einheimischen Familie erwerben und kehrte in den beiden nächsten Jahren zweimal auf die Insel zurück, als sich ein Aufstand gegen die osmanische Herrschaft anbahnte. Seine Sympathien in diesem Konflikt waren ebenso offenkundig, wie er dem Denken in Kulturen verhaftet war. In einer Ansprache vor der British Association for the Advancement of Science im Jahr 1896 unterstrich er den »europäischen Geist der Individualität und Freiheit« im alten Kreta und verkündete, dass »Kreta auch heute wieder als Verfechter des europäischen Geistes voranschreitet, um das asiatische Joch abzuwerfen«.¹⁵

Nach einem brutalen Krieg zwischen der christlichen und muslimischen Bevölkerung, der etwas mehr als ein Jahr dauerte, wurde Kreta im Jahr 1898 ein unabhängiger Staat. Im folgenden Jahr rief Evans zur Unterstützung seines neuen Kreta-Forschungsfonds auf und erstand wenige Tage vor Beginn der Ausgrabungen am 23. März 1900 auch das restliche Palastgelände von Knossos.¹⁶ Schon in der ersten Woche fand er eine Tafel mit antiken Schriftzeichen, nach zwei Wochen waren es bereits über 700, und in den nächsten acht Jahren legte er den größten Palast des antiken Mittelmeerraums in seiner ganzen Pracht frei.

Knossos war das wertvollste Juwel in der Krone, aber schon bald nutzten Archäologen aus ganz Europa und den Vereinigten Staaten ihren neuen Zugang zum unabhängigen Kreta, um überall auf der Insel antike Städte, Paläste und Villen zu entdecken. Evans selbst zweifelte nicht daran, dass es sich hierbei um die Zeugnisse einer »frühen Hochkultur auf kretischem Boden« handelte, die es mit derjenigen der ägyptischen Könige aufnehmen konnte. Sie brauchte nur noch einen Namen, aber der war rasch gefunden. Wie er in seinem opulenten Ausgrabungsbericht ausführte: »Für diese frühe Hochkultur auf Kreta als Ganzes habe ich – und diese Anregung wurde von den Archäologen dieses und anderer Länder allgemein akzeptiert – die Bezeichnung ‚minoisch‘ vorgeschlagen.«¹⁷